

Ulrich von Liechtenstein, *Das Frauenbuch*. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Hrsg., übers. und kommentiert von CHRISTOPHER YOUNG. Stuttgart: Reclam 2003 (RUB. 18290). 240 S. ISBN 3-15-018290-5. – 7,00 €

Anlässlich der Rezension von SCHÖNBERGERS Ausgabe des Walahfridschen *Hortulus* (PERSPICUITAS, Einstelldatum 11.11.2002, bes. S. 1-3) habe ich versucht, das Angebot zweisprachiger Ausgaben mittelalterlicher Texte im Reclam-Verlag umfassender zu charakterisieren. Drei wesentliche Ergebnisse möchte ich auch hier voranstellen:

1. In Bezug auf relativ erschwingliche und in der Regel zuverlässige zweisprachige Ausgaben ist der Reclam-Verlag mittlerweile konkurrenzlos.

2. Zwischen dem Angebot an mittellateinischer und deutscher Literatur des Mittelalters besteht offensichtlich ein konzeptioneller Unterschied: Die bisherige Zusammenstellung mittellateinischer Literatur setzt weniger auf 'Dichtung' und bildet hinsichtlich des derzeitigen Spektrums keinerlei Kanon ab. Die von Reclam angebotenen deutschen Texte des Mittelalters sind dagegen vorwiegend dem Bereich des 'Fiktionalen' zuzuordnen (Ausnahmen: *Annolied*, *Sachsenspiegel*, Meister Eckhart: Predigten, Texte der Mystik, Otfrid von Weissenburg: *Evangelienbuch*); und bis auf einige Texte in Sammelausgaben handelt es sich durchweg um Werke, die dem weiteren Kanon dessen entsprechen, was im Studium der Germanistik als 'gängig' gilt. (Mittelalterliche Texte aus anderen Literaturen sind noch in zu geringer Zahl im Programm, als dass sich deutliche Konturen abzeichnen könnten; feststellbar ist lediglich, dass es sich bei sämtlichen dieser Texte um 'Klassiker' handelt.)

3. Der sich aus der Verbindung von 1. und 2. ergebenden besonderen Verantwortung – für die Vermittlung historischer Sprachkenntnisse an den Universitäten verbleibt immer weniger Zeit – kommt der Verlag bzw. kommen seine Autor/inn/en in der Regel nach: Sowohl die den zweisprachigen Ausgaben zugrunde liegenden Editionen mittelalterlicher Texte als auch die Übersetzungen sind fast immer akzeptabel.

Mit der hier vorzustellenden zweisprachigen Ausgabe von Ulrichs von Liechtenstein *Frauenbuch* überschreitet Reclam im Bereich der mittelhochdeutschen Literatur erstmals den oben beschriebenen inoffiziellen Kanon – schon das ist begrüßenswert. Es handelt sich aber noch in einer weiteren Hinsicht um ein 'Unternehmen gegen den Trend'; denn gegenüber Ulrichs *Frauendienst* ist dieser minnedidaktische Text von der Wissenschaft stets vergleichsweise stiefmütterlich behandelt worden. Auf den ersten Blick scheint das nicht ungerechtfertigt zu sein: Als literaturgeschichtliche Quelle ist der *Frauendienst* sicher wichtiger. Er informiert nicht über Alltagsrealität, aber über Präntionen und Vorstellungen, die sich bei den Autoren mit Produktion und Rezeption von Minnesang verbunden haben. In den *Frauendienst* sind auch Ulrichs Leich und seine Minnelieder aufgenommen worden – wodurch er zur ersten deutschen Lyrik-Autorsammlung wird.¹ Formal interessant ist neben der Aufnahme

¹ Anders als in der Lyriküberlieferung sind die Lieder im *Frauendienst* allerdings nicht als Block zusammengefasst, sondern jeweils dort in den Gesamttext eingebaut, wo dessen 'autobiographischer' Charakter dies inhaltlich sinnvoll macht. Ulrich selbst behauptet eine chronologische Anordnung nach Entstehung der Lieder (was nicht zu überprüfen ist). Wir

der Lyrik die von in sich geschlossenen 'Büchlein' sowie von Vers- und Prosabriefen. Und schließlich wirkt der *Frauendienst* passagenweise, nämlich in den epischen Bestandteilen, recht komisch (was wohl zumindest zum Teil auch vom Autor so gewollt war), bietet also 'Lesevergnügen' und wirkt dadurch attraktiver als das räsonierend-didaktische, streckenweise larmoyante *Frauenbuch*.

Wenn also dennoch hier nicht der *Frauendienst*, sondern das *Frauenbuch* veröffentlicht wurde, dann dient das nicht nur der Erweiterung eines Textangebots für die akademische *Lehre*, sondern ist vielleicht auch als indirekter und mehr als berechtigter Appell an die *Forschung* aufzufassen, dem *Frauenbuch* mehr Beachtung zu schenken. Dafür gäbe es gute Gründe: In der im Jahr 1257 (vermutlicher Abschluss des Werkes) schon traditionellen,² aber in der deutschen Literatur noch nicht inflationären Form des Streitgesprächs wird Klage geführt über die gesellschaftlichen Missstände, insbesondere den Verfall höfischen Lebens und höfischer 'Gesinnung'. Die Kontrahenten der Diskussion – ein *ritter guot* und ein *schoeniu vrouwe guot* (39f.) – machen für dieses *de-cline* jeweils die Geschlechtsgenoss/inn/en des/der anderen verantwortlich. Die Entscheidung des Erzählers zugunsten der *vrouwen* ist (wie auch die Klage an sich) konventionell; die Argumente in der Diskussion und vor allem die negativen und zum Teil sehr 'realistischen' Schilderungen adligen (Ehe-)Alltags sind es keineswegs. Kultur- und mentalitätsgeschichtlich, literatursoziologisch und etwa auch unter Aspekten der *gender*-Forschung ist das *Frauenbuch* sicher nicht weniger interessant als der *Frauendienst*, als *Quelle* sui generis für entsprechende Forschungsansätze vielleicht sogar ergiebiger.³

Die Ausgabe

Die Prinzipien seiner Textgestaltung, die YOUNG S. 43ff. erläutert, wirken zum Teil etwas gequält: Er versucht, einen Mittelweg zu gehen zwischen den Editionen LACHMANNNS (1841) und SPECHTLERS (1989, ²1993), indem er LACHMANNNS lexikalische und metrische Normierungen zurücknimmt und die Konjekturen auf das für Studierende sprachlich-grammatisch 'Nötige' reduziert, anders als SPECHTLER aber das Frühmittelhochdeutsche Hans Rieds, des Schreibers des einzigen Überlieferungsträgers (Ambraser Heldenbuch) durchgängig in normiertes Mittelhochdeutsch 'übersetzt'. Dafür werden zwei Argumente vorgebracht, die auf verschiedenen Ebenen liegen:

1. Die Normierung habe den Sinn, "einen Text herzustellen, der in der Lehre als Einführung ins Mittelhochdeutsche dienen könnte" (S. 43). Natürlich wird jeder in dieser Beziehung über eigene und z. T. divergente Erfahrungen verfügen; aber die

haben damit also zwar die erste deutsche Lyrik-Autorsammlung vor uns; strukturell und von der Funktion her handelt es sich dabei aber um etwas anderes als bei den Autor-Sammelhandschriften Hugos von Montfort oder Oswalds von Wolkenstein.

² Neben den deutschen Vorläufern des Streitgesprächs ist vor allem auf die mittellateinische und die französische Tradition zu verweisen. Speziell in Bezug auf das Genre der Minnrede gehen dem *Frauenbuch* in der deutschen Literatur voraus *Der heimliche Bote*, Hartmanns von Aue *Klagebüchlein*, das sog. *Zweite Büchlein* (früher ebenfalls Hartmann zugeschrieben, weil in der Ambraser Handschrift auf dessen *Klagebüchlein* folgend) und Strickers *Frauenehre*.

³ Dass die bisher weitgehend einseitigen Optionen der Forschung für den *Frauendienst* indirekt sogar bei YOUNG Spuren hinterlassen hat, scheint mir die Tatsache zu zeigen, dass er sich im Abschnitt "Autor und Werk" der Einleitung (S. 1-7-10) nur mit diesem Text beschäftigt.

Zugrundelegung des *Frauenbuchs* für eine solche Einführung erscheint mir doch unrealistisch: Eine systematische Einführung bedarf der gezielten Zusammenstellung von Texten (also in der Regel Textausschnitten) und keiner Zufallsauswahl, wie sie ein Ganztext bietet. Ferner ist man – genau wie die mhd. Grammatiken – zum Teil davon abgekommen, Übersetzungskurse mit 'künstlichen' Texten zu gestalten, und sucht gezielt die Nähe zu den Sprachformen, welche die Handschriften bieten.⁴

2. Das zweite Argument ist eines *per analogiam*, gleichzeitig ein Autoritätsargument – mit allen Vor- und Nachteilen dieser Argumentationsarten: YOUNG beruft sich auf STACKMANN'S Rechtfertigung des gleichen Verfahrens für dessen *Kudrun*-Edition, wobei darauf hingewiesen wird, dass ja auch die *Kudrun* wie das *Frauenbuch* "im Ambraser Heldenbuch überliefert[.]" sei (ebd.). Letzteres ist nun sicher nicht als Begründung geeignet – es geht nicht um die Frage, ob man verschiedene Texte eines bestimmten Überlieferungsträgers nach identischen Prinzipien edieren kann/ darf/ muss/ sollte, sondern darum, ob Normierung überhaupt ein geeignetes Verfahren darstellt. Außerdem ist STACKMANN'S *Kudrun*-Ausgabe mittlerweile auch schon älter,⁵ und man sieht das Problem heute allgemein sicher anders als vor 40 Jahren. Ferner verfügt man bei YOUNG'S Ausgabe über wenig Kontrollmöglichkeiten. Denn die "Grundsätze" seiner sprachlichen Normierungen", die er S. 44-47 zusammengestellt, und das anderthalbseitige Verzeichnis seiner Konjekturen (S. 48f.) erlaubt keine fortlaufende Überprüfung. YOUNG sieht hier keine Probleme, indem er (S. 43) auf das Vorhandensein eines Faksimiles und einer "hs.-getreuen" Edition, eben den SPECHTLER'S Ausgabe beigegebenen diplomatischen Abdruck, verweist. Wenn YOUNG – s. o. – an eine studentische Klientel denkt und speziell an den Einsatz in Übersetzungskursen, dann ist die parallele Benutzung von 2 bis 3 Ausgaben als eher unpraktikabel einzustufen. Und schließlich: Aus einigen Äußerungen YOUNG'S geht hervor, dass er sich der Tragweite und der Implikationen seines Verfahrens nicht bewusst gewesen sein kann. So versucht er sich u. a. auch noch durch eine Äußerung EDWARD SCHRÖDER'S zu rechtfertigen, der zum *Frauendienst* bemerkt hat, dieser stehe "in einer durch Reinmar und Walther gefestigten sprachlichen Tradition". Aber eine solche Rechtfertigung kann man daraus nicht herleiten: Denn zum einen meint SCHRÖDER hier nicht Graphie bzw. Morphologie, sondern vorzugsweise Terminologie und Stil (über letzteren dann vielleicht auch die Syntax). Zweitens führt, anders als die des unikal und eben erst aus dem 16. Jh. überlieferten *Frauenbuchs*, die Überlieferung des *Frauendienstes* noch ins 13. Jh. (sowohl die der vollständigen Handschrift als auch die der beiden Fragmente). YOUNG'S Vorgehensweise ist überdies inkonsequent, da er nämlich in einigen Fällen doch den Ried-Text zu Grunde legt, so zum Beispiel bei der Wiedergabe der Negationskonstruktionen:

Der [!] Negationspartikel en/ne, der zu Lebzeiten von Hans Ried nicht mehr in Gebrauch war und nur an ganz vereinzelter Stelle im Ambraser Heldenbuch überliefert ist, wird nicht eingefügt. Im Gegensatz zu Hartmann [...] scheint Ulrichs Metrum im Frauenbuch weitgehend darauf zu verzichten. (S. 45)

Inwieweit die Metrik in Ried's Fassung diejenige *Ulrichs* ist, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Verglichen werden kann also höchstens mit dem *Frauendienst*,

⁴ Siehe z. B. KURT OTTO SEIDEL/RENATE SCHOPHAUS: *Einführung in das Mittelhochdeutsche*. 2., überarb. Aufl. Wiesbaden 1994 (1979!).

⁵ *Kudrun*. Hg. von KARL BARTSCH. 5. Aufl. bearb. von KARL STACKMANN. Wiesbaden 1965. YOUNG erwähnt nur die ATB-Ausgabe (Tübingen 2000) ohne Hinweis auf deren Ursprung.

weil dessen Überlieferung zeitlich den Originalen sehr viel näher steht (s. o.). – Ähnlich inkonsequent scheinen mir die folgenden Verfahrensweisen zu sein:

Bei der Umsetzung der Formen der Hs. in das sogenannte 'Normalmittelhochdeutsche' werden in der Regel die Ansätze der Lemmata im Lexer verwendet. Allerdings steht für die Affrikata statt ph immer pf; und für den stimmhaften labio-dentalen Reibelaut wird durchgehend v gesetzt. Diese Entscheidungen entsprechen den Lemmata des Handwörterbuches von Hennig, dem auch wegen seines größeren Spielraumes gelegentlich gefolgt wird, um näher an der Hs. bleiben zu können [...]. (S. 44)

Will man nun näher an der Handschrift bleiben (und wenn ja: nach welcher Systematik? – denn genannt werden ja immer nur Einzelfälle oder Einzelaspekte) oder ins 'Normalmittelhochdeutsche' rückübersetzen? Und was hat der größere "Spielraum" des Wb. von HENNIG (den ich übrigens gerade im Vergleich zum 'Großen' und 'Kleinen Lexer' nicht erkennen kann) damit zu tun, ob man sich für eins der beiden konträren Ziele entscheidet? Und wenn Studierende ans Normalmittelhochdeutsche mit Hilfe des *Frauenbuchs* herangeführt werden sollen: Weshalb dann /pf/ statt /ph/?

Zumindest diskutieren muss man auch in jedem Einzelfall darüber, was YOUNG unter 'Fehler' versteht, wenn er "[g]rammatikalische Fehler [...] stillschweigend korrigiert" (S. 45); das ebd. angeführte Beispiel (*daz er sy ze konne neme*] *daz er si ze konen neme*; V. 1122) ist jedenfalls nicht unbedingt eines: *kone* war im 16. Jh. schon veraltet; und da bereits viele schwache Substantive in die starke Deklination übergegangen waren, könnte Ried hier nur guten Gewissens seinerseits 'rückübersetzt' haben.

Das Ziel einer Rückübersetzung ist, wie man sich immer wieder vergegenwärtigen muss, ohne hin fast nur in Bezug auf Morphologie, Lautstand und Graphie einigermaßen konsequent zu realisieren. Wo es um elaboriertere syntaktische Strukturen geht, findet man schnell seine Grenzen, und lexikalisch funktioniert ohnehin nichts. Texte in Formen der gebundenen Rede legen es Abschreibern aus späterer Zeit nahe, die Lexeme der Vorlage so weit wie irgend möglich beizubehalten, wenn dafür in ihrer Zeit noch 'etymologische Nachfolger' existieren, um sich nicht auch noch mit zusätzlichen metrischen und Reimproblemen belasten zu müssen. Für Fälle, in denen die Abschreiber jedoch trotzdem in den Wortschatz durch Änderungen eingegriffen haben, gilt dann aber angesichts der in der Zwischenzeit stattgefunden habenden Wortbedeutungswandel, dass eine rein lautliche, graphematische oder morphologische Änderung zum Verständnis überhaupt nichts beiträgt, wo nicht mit einigermaßen großer Sicherheit zu rekonstruierten ist, welches Wort in der Vorlage gestanden hat: Man weiß nämlich nicht, ob der Sinn des neuen Wortes den des Wortes in der Vorlage überhaupt trifft. Man kann nicht verlangen, dass der Herausgeber eines Textes, der eine relativ begrenzte Funktion zu erfüllen hat (YOUNG'S Text ist weder eine kritische noch eine sonst eindeutig klassifizierbare Edition – und dergleichen wird ja auch ehrlicher Weise nirgendwo präntendiert), sich mit solchen Problemen direkt befasst oder gar zu Lösungen kommt. Wenn aber wirklich studentische Rezipienten die speziellen Adressaten sind, dann sollte man diese und ähnliche Probleme zumindest deutlich *ansprechen*; denn eine Einführung ins Mittelhochdeutsche ohne Hinweise auf Implikationen von Überlieferung und Edition fällt etwas einseitig aus, zumal die radikale Beschneidung von mediävistischen Studienanteilen (nicht nur) in der Ger-

manistik für spezielle Veranstaltungen mit überlieferungswissenschaftlichen oder editionswissenschaftlichen Inhalten außer in Oberseminaren keine Zeit mehr lässt. Für die meisten Studierenden sind Übersetzungskurse also die erste und letzte Gelegenheit, diese Themen und die damit verbundenen Probleme zumindest *kennenzulernen*.

Sieht man von den Fehlern und Inkonsistenzen in seinen *Begründungen* ab, ist allerdings ohne jede Einschränkung anzuerkennen, dass YOUNGS Verfahrensweise prinzipiell legitim ist und dass eben andere Herausgeber bei der Textherstellung auch ähnlich vorgegangen sind. Die Alternative 'Normierung oder originaler Handschriftentext' ist mehr als eine bloße Geschmacksfrage; aber das Problem ist letztlich nicht zu lösen: Jede Verfahrensweise hat Vor- und Nachteile, die in den damit jeweils verbundenen Konsequenzen begründet sind. Das Einzige, wogegen man sich wenden kann, sind also irreführende Argumente.

Die Übersetzung

Die Übersetzung gehört zu den uneingeschränkten Positiva des Bändchens, und da in diesem Bereich sein funktionaler Schwerpunkt liegen dürfte, kann man feststellen, dass die entsprechende Aufgabenstellung sehr gut erfüllt wurde:

Erfrischend ist zunächst, dass YOUNG keine langatmigen Ziel- und Zweckbestimmungen seiner Übersetzung vorausschickt, dass also die Leser/innen auch von den sattsam bekannten, aber inhaltlich wenig aussagekräftigen Topoi verschont bleiben ('nur eine Hinführung zum Originaltext' etc. pp.); gerade wenn man sich an Anfänger/innen wendet, wirken solche Hinweise ohnehin meist nur abstrakt, weil sie noch nicht nachvollziehbar sind. Hinter YOUNGS Übersetzung bleibt stets der von ihm hergestellte mhd. Text erkennbar; 'sinngemäße', aber den mhd. Text verdunkelnde Übersetzungen sind mir nicht aufgefallen. Solche Verdunkelungen stellen sich in anderen Übersetzungen etwa dann her, wenn die mhd. Syntax zerstört wird, um die Übersetzung 'glatter' zu machen, wenn man 'überflüssige' Wörter zu häufig fortlässt, wenn identische mhd. Lemmata variierend übersetzt oder Lemmata in der Übersetzung 'aktualisiert' werden ('Prestige' für *êre*, 'Ministeriale' für *dienestman*, 'ich kann mich glücklich schätzen' für *wol mich* usw.). YOUNGS neuhochdeutscher Text vermeidet aber auch das *zu* übermäßige Kleben an Wort und Syntax der Vorlage; er bleibt bei aller Nachvollziehbarkeit flüssig. Von *diesen* Aspekten her erfüllt die Übersetzung auch ihre Funktion, in Übersetzungskursen eingesetzt zu werden: Sie verstellt nicht den Zugang zum mhd. Text, sondern erleichtert dessen grammatischen Nachvollzug. Einige Beispiele:

Anaphern werden in der Übersetzung fast immer nachgebildet (z. B. VV. 3f. *got*, 21 *ir*, 26f. *wol mich*, 459f./462 *wem sol*, 741-744 *und*, 751f. *mit*, 777ff. *und*, 964-967/970 *und*, 996-999 *und*, 1172f. *der*, 1373-1380 *und*). Abweichend von diesem Verfahren wird allerdings gerade die lange Anaphern-Kette in 501-508/509-511 (achtmal *dâ*, dreimal *si*) zerstört. – Ebenso kommt die Figur der **adnominatio** – durch einfache *repetitio* oder elaboriert als 'grammatischer Reim' – ausreichend zur Geltung (z. B. VV. 32f. *vreuden/vreut*, 155f. *grüezen/gruoz*, 198/201/208 *rüemens/rüemens/rüement*, 555/577 *veile sîn/veile hât*, 630-634/636 *êre/êre/êren/êren/êre*; 666f. *ungerne/gern*; 788f. *spotten/spotlîch*; 803 *witwe/witwelîch*; 974f. *güete/güetlich/güeten*; 1255 *vreude/vrô*; 896f. *boese/boese*). – Die **Litotes** im weiteren und engeren Sinn ('mhd. Ironie') wird zum Teil nachgeahmt

(V. 698 *hüebe ... von reht unhô*: "würde ... wenig kümmern"; 896 *wie selten*: "wie selten"; 1086 *anders denne wol*: "alles andere als gut"), zum Teil ersetzt (VV. 54 *vil selten* – "niemals", 67 *selten immer* – "nie", 263 *nâhest* "gewiß", 1618 *selten* – "nie", 2019 *vil lützel iht* – "niemals"). Dieser Wechsel im Verfahren dürfte sich positiv auswirken, da auf das Phänomen aufmerksam gemacht wird, ohne ihm zu große Bedeutung zuzumessen. – Völlig zu Recht bemüht YOUNG sich auch meist nicht, heute fremd gewordene oder 'seltsam' klingende **Metaphern, Vergleiche, Bilder** etc. zu aktualisieren oder ganz zu unterschlagen (VV. 70 *trûrens hort* – "Trauerschatz"); gerade auf diesem Hintergrund ist dann allerdings unnötig die Übersetzung von *lôsheit ist ein nützer pfluoc* mit "Charme ist ein nützliches Gewerbe" (V. 1169). – **Synonyme, quasi-synonyme oder variierende Doppelformeln** werden meist beibehalten (VV. 137 *gesprichet und gesaget* – "spricht oder sagt"; 1695/1705 *singen und sagen* – im ersten Fall allerdings mit 'singen und sagen', im zweiten mit 'singen und erzählen' übersetzt). – Für besonders geschickt und sinnvoll halte ich auch die Nachahmung der **Apokoinou**-Stellung von V. 333, selbst wenn sie durch die zwischen Original und Übersetzung differierende Zeichensetzung ein wenig verstellt wird; das wäre vielleicht ein Fall für den Kommentar gewesen. Andere Apokoinou-Konstruktionen (1510, dazu die Apokoinou-Häufung in 501ff.) werden dagegen präzise kommentiert (S. 215, S. 196 zu V. 500-504.). – Auch bezüglich **asyndetischen** und **polysyndetischen Satzbaus** hält sich die Übersetzung meist an die Vorlage (VV. 842-844 Asyndeton mit Anapher; gelungen vor allem die Imitation der polysyndetischen 'Bandwurm'- und Schachtelsätze VV. 1182-1206, 1259-1268, 1676-1685; zu Polysyndeta s. auch einen Teil der o. a. Beispiele für anaphorisches *und*). Und schließlich kommt auch der **Anakoluth** zu seinem Recht (V. 1676).

Folge dieser engen oder doch durch repräsentative Beispiele zur Geltung kommenden Beziehung der Übersetzung zum mhd. Text ist vor allem, dass der **Stil** der Vorlage transparent wird; in vielen Fällen ergibt sich (zum Teil durch den Stil bedingt) auch eine Verdeutlichung **syntaktischer Strukturen**. Wer auf die Übersetzung angewiesen ist, wird also einerseits nicht nur mit der Vermittlung des reinen Inhalts abgespeist, sieht sich aber auch nicht mit einem leider in der Vergangenheit in Übersetzungen oft konstaterbaren *overkill* an pseudo-verdeutlichenden Umschreibungen konfrontiert, die vorspiegeln, die Bedeutung mhd. Wörter 'genau' wiedergeben zu können. Um festzustellen, dass eine solche genaue Wiedergabe ohnehin nicht möglich ist, muss man kein Poststrukturalist sein; und wer sich während seines Studiums beim Gebrauch zweisprachiger Ausgaben solchen Verdeutlichungsversuchen ausgesetzt sah, der konnte dann später merken, "daß der großzügig-bewegliche mhd. Wortsinn" durch den Filter einer solch "pedantisch-präzisierenden nhd. Wiedergabe"⁶ kaum noch wahrzunehmen war.

Ganz frei von Diskussionsbedarf kann allerdings keine Übersetzung sein – Entsprechendes festzustellen, fällt dem 'fremden Blick' leichter. Was mir aufgefallen ist, stelle ich hier kurz zusammen:

⁶ MAX WEHRLI: *Literatur im deutschen Mittelalter*. Stuttgart 1984, S. 294. Zu entsprechenden 'Präzisierungsversuchen' ULRICH PRETZELS (*Mittelhochdeutsche Bedeutungskunde*. Heidelberg 1982) s. meine seinerzeitige Rezension in *Amsterdamer Beiträge zur Älteren Germanistik* 23, 1985, S. 244-251. Zum Abdruck dieser Rezension waren übrigens damals deutsche altgermanistische Fachzeitschriften nicht bereit ...

Vielleicht etwas zu sorglos ist der Umgang mit mhd. *gern(e)*, das ja eigentlich von seiner Grundbedeutung 'bereitwillig' her ein viel kräftigerer Zusatz ist als das verblasste nhd. 'gerne'; Y. entscheidet sich aber meist für die Wiedergabe mit letzterem (95, 100). – "Zwinkernde" für *spilndiu* Augen (V. 53) ist zu 'unseriös'; u. a. wird das ästhetische Element dieser häufigen Wendung durch die Übersetzung verdunkelt. – Überflüssig, für studentische Leser/innen vielleicht auch verwirrend ist die komparative Übersetzung von *wir waeren noch vil hôchgemuot* mit "wären in viel besserer Stimmung" (V. 319), weil suggeriert werden könnte, dass *vil* dieses Verständnis nahelegt (das hier aber 'sehr' bedeutet). – "Schaut mal" für *seht* (V. 490) klingt unge rechtfertigt kolloquial. – "Deshalb laßt mich Euren Rat hören" für *des lât mich hoeren iuren sin* (V. 765) ist in Bezug auf *sin* bestreitbar, in Bezug auf *des*, das wahrscheinlich an die Frage im vorhergehenden Satz anknüpft, fraglich. – Bei *biderbe* bleibt Y. durchweg bei der Übersetzung "tüchtig" (s. z. B. VV. 885, 895, 899). Diese Konsequenz ist prinzipiell zu begrüßen, da so gar nicht erst der Eindruck entsteht, man könne von mehreren jeweils möglichen Bedeutungen prinzipiell durch den Kontext das jeweils 'genau Zutreffende' eruieren (s. o.); *ein biderb wîp guot* mit "eine tüchtige Dame" zu übersetzen, heißt aber wohl, die Konsequenz zu übertreiben.⁷ – Statt "ihn an den Punkt zu bringen" für *in bringen müge an den muot* (V. 1120) scheint angemessener 'ihn zu der Einsicht zu bringen' o. ä. – "Wohlthuende Frau" (1150: *güetlich tuonde wîp*) klingt schief, "charmant sein" für *lôsen* (V. 1159; vgl. VV. 1164, 1169) ist vielleicht zu modernisierend. – "Schurken" für *luoderaere* (V. 1313) geht an der (nach den Belegen der Wbb.) doch ziemlich auf Personen, die der *gula* verfallen sind, festgelegten Bedeutung wohl eher vorbei. – Das o. a. berechtigte Bemühen, Doppelformeln beizubehalten, führt im Fall von *verpetschattet und versigelt* (V. 1806) zu einer Aporie, da es 'petschaften' im *heutigen* Nhd. nicht mehr gibt. Y. behilft sich mit "verschnürt und versiegelt" – zwar nicht ungeschickt (Verschnüren als Form notarieller oder sonstiger juristischer Sicherstellung der Unverletzlichkeit eines Dokuments ist noch gängig; vgl. z. B. den strafgesetzlichen Tatbestand des 'Verstrickungsbruchs'), aber doch den Sinn verdunkelnd: Ich wage zu bezweifeln, dass die Mehrzahl heutiger Studierender noch die Wörter 'petschaften'/'Petschaft' kennt. Der Kommentar bietet hier auch keine Hilfe.⁸

Das ist bei einem Umfang von 2134 Versen eine magere Ausbeute an 'Gravamina', und in keinem einzigen Fall handelt es sich um einen direkten Fehler. Noch einmal also: Wir haben es durchgängig mit einer soliden, durch Sprachverständnis gekennzeichneten, hilfreichen und nützlichen Übersetzung zu tun.

⁷ Zu YOUNGS Prinzipien der Übersetzung von *wîp* und *vrouwe* – "(es) gibt keine strikte Trennung von 'Dame' und 'Frau' in meiner Übersetzung" – s. ausführlich S. 177 zu V. 1. Die Argumentation ist einleuchtend und wird zufriedenstellend begründet.

⁸ Er verwirrt vielleicht sogar zum Teil eher: 1. Die Parallelen, die Y. sowohl aus dem *Frauentdienst* sowie aus Texten anderer Autoren beibringt (s. 219 z. St.), beziehen sich nur auf *versigelen*. 2. 'Versiegeln' ist keine "gängige Metapher für Liebe in der höfischen Literatur" (ebd.), sondern Metapher für die *Unverletzbarkeit* der Liebe. 3. Unschärf ist schließlich die Erklärung: "*versigelt* und *verpetschattet* haben eine materielle Bedeutung, die das Zuschlagen des Buches darstellen [...]" (ebd. zu Gottfrieds *Tristan*, V. 18359f.: *Nu daz diu rede versigelt wart, Tristan der kerte uf sine vart*); gemeint ist wohl, dass damit das Ende einer *digressio* angezeigt wird, was Anlass für Beginn oder Ende einer Vorlesepause gewesen sein könnte; vgl. Wendungen in ähnlicher Funktion wie *nû grîfe wir wider an die vart, daz ...* ('wenden wir uns nun wieder den Ereignissen zu, die ...').

'Beigaben'

Die **E i n l e i t u n g** (S. 7-49) bietet folgende Abschnitte: "Autor und Werk", "Minnerede als Gattung", "Das *Frauenbuch*: eine Interpretationsskizze", "Mögliche Quellen und Einflüsse", "Handschriftliche Überlieferung", "Textgestaltung" und "Konjekturen" (zu den beiden letzten s. schon oben). Die in ihnen enthaltenen Informationen sind nützlich, funktional und präzise.

Der **K o m m e n t a r** (S. 177-222) erläutert rund 240 Wörter, Wendungen, kürzere und längere Passagen des *Frauenbuchs* in Bezug auf Grammatik, Lexik, Motivparallelen oder bei anderen Autoren abweichende Konzepte/Gestaltungen, literaturgeschichtliche Kontexte, kulturgeschichtliche Sachverhalte (dies allerdings nur selten unter spezifisch kulturwissenschaftlicher Perspektive) inkl. Literatursoziologie, Aspekte der Struktur, Gattungsfragen, Inhaltsverständnis, Metrik, Reimtechnik; dazu kommen noch einige Rechtfertigungen der Textherstellung bei Einzelstellen. Der Umfang der Kommentare reicht von einer halben Zeile bis zu 2 ½ Seiten. An der Auswahl des Kommentierten im Einzelnen herumzukritteln, verbietet sich aus sachlichen Gründen: Da der Platz letzten Endes immer begrenzt ist, muss eine Auswahl getroffen werden. Wichtig erscheinen mir hinsichtlich der Zielgruppe neben der Zuverlässigkeit der Informationen eine gewisse Bandbreite der Themen und eine thematische Relevanz. Diese drei Qualitäten hat YOUNG'S Kommentar zweifellos aufzuweisen. Bei der Verteilung der Einzelkommentare auf die o. a. Kategorien lässt sich eine Dominanz der Bereiche Lexik, Grammatik, Kulturgeschichte, Inhalt/Aussage feststellen, ohne dass die anderen Kategorien jedoch nur punktuell mit dem Eindruck des Beliebigen zur Geltung kämen.

Hervorheben möchte ich den Kommentar zu V. 130f. (*ir sitzet sam ir gemâlet dar/mit einem pensel schône sît*) auf S. 184: Der Vergleich 'schön wie mit dem Pinsel gemalt' (s. z. B. Konrads *Engelhard* V. 2982ff. über die Augenbrauen, desgl. *Ein hubsch spil*, V. 28ff.; abgeblasst heute noch umgangssprachlich 'wie gemalt') ist sonst durchweg positiv gemeint und unter kulturwissenschaftlichem Aspekt interessant, weil damit zum Thema 'Naturschönheit vs. Kunstschönheit' auf eine sehr komplizierte Weise Stellung bezogen wird; als höchstes Lob über natürliche Schönheit gilt es zu sagen, dass sie qualitativ künstlich erzeugter Schönheit entspreche. Dazu passt, dass Gott bekanntlich oft als Maler der Schöpfung und ihrer einzelnen Bestandteile bezeichnet wird (vgl. etwa Walther L 53,25ff.). Da der Kontext im *Frauenbuch* jedoch zeigt, dass eine positive Bedeutung hier nicht zutreffen kann, weist YOUNG auf eine Stelle im *Winsbecke* hin (21,1-3), in welcher der Sohn aufgefordert wird, im Turnier den Lanzenschaft *schône* zu senken, *als ob er sî gemâlet dar*. Daraus zieht er den plausiblen Schluss, dass die Wendung auch "einen Mangel an Bewegung aus[...]drücken" könne.

Die **L i t e r a t u r h i n w e i s e** (S. 227-240) sind unterteilt in "Textausgaben" der Werke Ulrichs, "Weitere Textausgaben" und "Forschungsliteratur". Da in der letzten Rubrik unvermeidbar Untersuchungen dominieren, die nicht speziell Ulrich und seinen Werken gelten, wäre vielleicht noch eine entsprechende Unterteilung sinnvoll gewesen. Die Literaturliste selbst ist überzeugend: Die relevante Literatur zu Ulrich ist wurde ziemlich vollständig erfasst; erfreulich, dass auch Literaturge-

⁹ In: *Fastnachtspiele*, hg. von ADELBERT VON KELLER. Bd. I. Stuttgart 1853.

schichten mit aufgenommen wurden – wobei allerdings die älteren fehlen, so dass deren heuristisches Potential in Bezug auf die Geschichte der wissenschaftlichen Rezeption nicht genutzt wird. Die im Kommentar und den anderen Rahmenteilern erwähnte Forschungsliteratur wird lückenlos nachgewiesen.

Druckfehler: S. 185 zu V. 140 "strickte" statt *recte* 'strikte'.

Fazit

YOUNGS Band reiht sich würdig ein in das seit den 70er Jahren entstandene, spätestens seit Ende der 80er Jahre durch einheitlich konzipiert wirkende Qualitätsstandards an Bedürfnissen einer akademischen Klientel orientierte heutige Gesamtangebot des Reclam-Verlags an mittelalterlicher deutscher Literatur. Abschließend noch ein Wort zur prinzipiellen Bedeutung dieses Angebots:

Die Lage in der akademischen Lehre ist nicht nur durch die erwähnte Verknappung sprachgeschichtlicher Anteile gekennzeichnet, sondern auch ganz allgemein durch eine politisch verordnete Austreibung der Inhalte aus geisteswissenschaftlichen Studiengängen. Zweisprachige Ausgaben übernehmen also notgedrungen nicht nur die Aufgabe, Substitute für nicht mehr vorhandene bzw. nicht mehr zu vermittelnde Sprachkenntnisse darstellen zu müssen. Sie werden auch zunehmend zum Selbstlerninstrument für Studierende, denen immer weniger Ganztexte im Studium vermittelt werden können; in mehr als einem Bundesland hat die Ministerialbürokratie ja versucht, das Problem zu langer Studiendauer durch die Reduktion von Pflichtstunden zu 'lösen'. Es muss also noch sehr viel mehr Übersetzungen geben – sonst besteht möglicherweise die Gefahr, dass in ungefähr drei Generationen die Studierenden Texte nur noch aus Inhaltsangaben oder Resümees in Sekundärliteratur kennen – und ein paar Generationen später wird sich dann ein entsprechender 'Kenntnis'stand auch unter den Lehrenden durchgesetzt haben.

Prof. Dr. Rüdiger Brandt

Universität Duisburg-Essen
Fachbereich Geisteswissenschaften
45117 Essen
ruediger.brandt@uni-essen.de

Wir schlagen Ihnen folgende Zitierweise für diesen Beitrag vor:

Brandt, Rüdiger zu: Ulrich von Liechtenstein, Das Frauenbuch. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Hrsg., übers. und kommentiert von Christopher Young. Stuttgart: Reclam 2003 (RUB. 18290). 240 S. In: Perspicuitas-Internet-Periodicum für mediävistische Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft.

Online unter:

<http://www.perspicuitas.uni-essen.de/rezens/rezliechtenstein.pdf>.

[Eingestellt am 4.10.2005; 9 Seiten.]